

Siebente Frankreich-Reise

Bei den siegreichen Franzosen und Amerikanern

Paris, 30. April 1919.

Da bekanntlich das geschlagene Deutschland beim Kriegsende seine in Frankreich gefangenen Landsleute nicht frei bekommen hat, soll ich hier auf dringenden Wunsch von deutscher Seite, während eines kurzen Aufenthaltes, Erkundigungen einziehen, was für die Gefangenen bis zu ihrer Freilassung noch getan werden könnte?

Da will ich mich zunächst mit der Kriegsgefangenenhilfe des nordamerikanischen Christlichen Vereins junger Männer in Verbindung setzen, mit denen es während des Krieges eine so erfreuliche Zusammenarbeit gab.

Auf dem Weg zur Rue Provence sehe ich, dass das Strassenbild von Paris das Kriegsaussehen in der Hauptsache verloren hat und nahezu wieder ist, wie in einstigen Friedenszeiten. Die Stahlhelme, die horizontblauen Uniformen der Franzosen und die gelblichen der Engländer und Amerikaner sind in der Hauptsache verschwunden. Die Zivilisten geben wieder den Ton an. Die Automobile, die sich vier Jahre an der Front nützlich machten, verkehren wieder. Man sieht, dass die Kinos und Tanzlokale wieder starken Zuspruch haben. Die „Chapelle d’Espagne“, die sogenannte spanische katholische kleine Kirche an der Avenue de Friedland, in die ich während des Krieges so viele Andächtige hineingehen sah, scheint aber ziemlich verlassen zu sein.

Bei den Amerikanern erfahre ich, dass sie immer noch Kriegs-

gefangenenfürsorge treiben, aber das doch nur in beschränkter Weise. Während des Krieges standen ihnen alle Gefangenenlager in Frankreich offen, jetzt nur noch diejenigen, die unter amerikanischem Kommando stehen und mit von ihnen gemachten deutschen Gefangenen besetzt sind. „Man lässt uns spüren, dass man unsern kriegerischen Beistand jetzt nicht mehr so nötig hat und deshalb auch nicht mehr so viel Umstände mit uns zu machen braucht,“ wird von den Amerikanern im Blick auf die ehemaligen französischen Verbündeten, angedeutet. Die eingetretene Abkühlung ist schon recht spürbar.

„Versuch es noch einmal!“

Während ich im Bureau der amerikanischen Kriegsgefangenenhilfe auf den zunächst abwesenden Chef warte, betrachte ich ein grosses Bild an der Wand mir gegenüber. Es stellt einen Säemann dar, welcher in ziemlich ödem wüsteneiartigen Gelände über einen Acker geht, den Samen auswerfend. Darunter steht „Try again“. „Versuch es noch ein neues Mal.“ Versuch es mit weiterer Aussaat, auch wenn zunächst bei der angewandten Mühe nicht viel herausgeschaut hat. — Das ist der Sinn des Bildes und der Unterschrift. Und indem ich darüber und über die auch für mich vielleicht gegebenen Anwendungen nachdenke, kommt mir die Wartezeit ziemlich kurz vor.

Da ich von Wandschmuck und Wandanschriften rede, will ich gleich noch anderes anführen, das ich heute sah und las: „Irgendwo unterwegs: „*Bien faire et laisser braire.*“ (Das Rechte tun — und dann ruhig die andern schreien und reden lassen, wie es ihnen gefällt.)

Und im Ministerium des Auswärtigen war im Wartezimmer eine Inschrift an der Wand: „*Avec des assassins, avec des incendiaires, avec des voleurs — on ne discute pas, on les juge!*“ (Mit Mördern, mit Brandstiftern, mit Räubern verhandelt man nicht; man hält Gericht über sie.)

Das war auf die im Kriege Unterlegenen gemünzt. Und das sollte jetzt während den Friedensverhandlungen allen, welche etwa im Ministerium vorsprachen, den Franzosen selber, ihren Verbündeten, auch allfälligen Neutralen, recht nachdrücklich gemacht werden.

Diese Einstellung: Jetzt soll es in Versailles schärfste Gerichtszeit sein, ist nicht unbegreiflich, wenn man an alles über Frankreich gekommene, überreichliche Kriegsuneil denkt. Aber zugleich ist diese Gesinnung nicht unbedenklich und kann im Blick auf Gegenwart (die Entschliessungen in Versailles) und auf die Zukunft mancherlei zu sorgen geben.

Ich muss da auf's neue an das warnende Wort des Prinzen Max von Baden, des letzten Kriegsreichskanzlers, denken: „Man kann nicht immer vom Hasse leben!“

Paris in Unruhe

Paris, 1. Mai 1919.

Heute ist hier wieder Blut geflossen. Freilich nicht Feindesblut, nicht Kriegsblut, sondern Bürgerkriegsblut, zum Glück freilich nur in ganz kleinem Quantum.

Die Kommunisten und Linkssozialisten wollten den 1. Mai durch einen Umzug und eine grosse Protestversammlung auf der Place de la Concorde feiern.

Die Regierung glaubte diese Massenkundgebung aus Gründen der Verkehrssicherheit und der öffentlichen, staatlichen Sicherheit nicht gestatten zu können. Bei den andern hiess es: Dennoch; wir erzwingen es! In kleinen Abteilungen suchten sie von allen Seiten doch zur Place de la Concorde zu gelangen.

Die Behörden setzten dem Sperrmassnahmen durch die Pariser Polizei und Truppenabteilungen, vor allem Kavallerie entgegen.

Indem ich zu ziemlich dringlichem Besuche bei Mgr. Batiffol das andere Seineufer zu gewinnen trachtete, kam ich in der Nähe der Place de la Concorde ziemlich ahnungslos zwischen Polizei und Truppen einerseits und vordringenden Manifestantengruppen andererseits. In grosser Gefahr war ich aber nicht. Die Polizei machte von ihren Waffen zunächst keinen Gebrauch. Und die Kavallerie schien überhaupt keine zu haben. Ich sah weder Lanzen noch Karabiner, noch Säbel (es sei denn, die letztern seien unter den langen Mänteln versteckt gewesen). Und die Manifestanten begnügten sich meist mit lautem Geschrei, wenn sie vorwärtsdrängten, allerdings auch mit gelegentlichem Werfen von Steinen, welche aber selten trafen. Immerhin wurde einem Poli-

zisten neben mir doch das Gesicht durch einen Steinwurf aufgerissen und die stark blutende Wunde sah nicht schön aus.

Vor den nun wieder energisch vorgehenden Polizeimannschaften rannte der Steinschütze mit den meisten seiner Kameraden mit grösster Beschleunigung davon, um in einem Nebengässlein Versteck und Schutz zu finden. Es fiel mir die Jugendlichkeit der meisten dieser Manifestanten auf. Der erwähnte Schütze hätte wahrscheinlich bei uns noch auf der Schulbank sitzen müssen, oder hätte Lehrling im ersten Lehrjahr sein können. Ich musste fast ein wenig an die „Mätteler-Schlachten“ denken aus vergangenen schönen Bubenjahren.

Ob die Männer irgendwo im Hintergrund waren und den weiteren Verlauf der Sache abwarteten?!

Bei den wirklichen, grossen, ernstgemeinten Revolutionen muss es doch wohl anders zugegangen sein, auch am Anfang.

Dort war auch wohl mehr wirklicher Zündstoff vorhanden, meist mehr Grund, in Bewegung und Hitze zu geraten.

Hier mochte doch eher eine teilweise künstlich geschaffene Erregung vorliegen.

Was General de Castelnau über die entscheidende Wendung im Kriege sagt

Schliesslich gelangte ich doch — nach mancherlei kleinen Abenteuern — ans Ziel, in die friedliche, fast klösterliche Behausung des grossen katholischen Forschers und Klerikers. Man hatte sich viel zu sagen. Das heisst: ich liess mir von ihm vor allem viel sagen. Er wusste zu reden von der neuesten theologischen Arbeit über den Kirchenvater Augustin. Aber auch mit manchen wenig bekannten, mit dem abgeschlossenen Krieg zusammenhängenden Dingen, erwies er sich als vertraut, und er hatte darüber Interessantes zu berichten. Unter anderem ein Urteil des grossen französischen Heerführers de Castelnau, das derselbe letzthin im Freundeskreise, zu dem auch Mgr. B. gehört, ausgesprochen: „C'est à Verdun, que nous avons constaté les limites des forces des Allemands.“ Von den Kriegssereignissen bei Verdun an habe er mit grosser Bestimmtheit an die schliessliche Niederlage der Deutschen geglaubt — und an den Endsieg Frankreichs.

Es ist da beizufügen, dass der Nichterfolg Deutschlands vor Verdun trotz gewaltigsten Kraftanstrengungen und trotzdem man Ströme von deutschem Blut dort fliessen liess, nicht zuletzt gerade auf das energische, zielbewusste Eingreifen des Generals de Castelnau beim Beginn dieser Monate dauernden Schlacht zurückzuführen ist.

Ein deutscher General wird von der Liste der „Kriegsverbrecher“ gestrichen

Paris, 2. Mai 1919.

Auf Einladung des Präsidenten der Untersuchungskommission für Vergehen gegen das Völkerrecht („Kriegsgreuel“) habe ich heute in der Cour des Comptes eine ganze Anzahl amtlicher Aktenstücke, die diese Dinge betreffen, durchgesehen und gleichzeitig von der langen Liste der deutschen Offiziere und Soldaten Kenntnis genommen, deren Bestrafung wegen solcher Vergehen verlangt wird. Ich weiss, dass auf dieser Liste auch der Name des mir bekannten und von mir geschätzten Generals v. H. steht. Er ist angeklagt, dass von seinem Divisionsstabe bei St. Quentin, anlässlich der Verlegung des Stabes, Möbelstücke verschleppt worden seien.

In dieser Sache glaubte ich intervenieren zu dürfen und zu sollen. Ich unterrichtete den anwesenden Präsidenten dieser Untersuchungskommission (es besteht zwischen uns ein gewisses Vertrauensverhältnis) über die Persönlichkeit des angeschuldigten deutschen Generals, die mir auszuschliessen scheine, dass er selbst den Befehl zu einer Möbel-Entführung gegeben habe. Das möge sehr wohl von untergeordneten Angehörigen des Stabes angeordnet worden sein — um das nächste Stabsquartier mit geeignetem Mobiliar zu versehen. Ein Divisionskommandant könne kaum persönlich für alles verantwortlich gemacht werden, was im Bereich seines Stabes vor sich gehe. Im übrigen sei dieses Vergehen, wenn auch bedauerlich, doch — in Kriegsumständen — einigermaßen erklärbar, erklärbarer, als so vieles andere, was leider deutsche Truppen sich zu Schulden kommen liessen.

Diese Erklärung und Fürsprache wurde vom Präsidenten dieses Gerichtshofes akzeptiert und der Name des Generals wurde von der Liste der Angeklagten ohne weiteres gestrichen.

Die Sieger untereinander und teilweise schon wider einander

Am Abend noch eine Unterhaltung mit Herrn B. und einem über das gegenwärtige weltgeschichtliche Geschehen wohl unterrichteten Freund desselben. — Es wurde da der Vorhang von den Hintergründen des Friedenskongresses in Versailles etwas weggezogen, und ich konnte merken, dass jetzt, da der Krieg mit den Zentralmächten beendet ist, nun ob der Abrechnung mit diesen Feinden und ob der Teilung des Siegeskuchens fast etwas wie ein heimlicher Krieg unter den Siegermächten selbst vor sich geht.

Die Italiener sind erzürnt über den Präsidenten Wilson darob, dass er sie mit ihren ziemlich weitgehenden Forderungen etwas zurückgebunden hat.

Darob mühsam verhehlte Genugtuung bei den Franzosen, die etwas übel gelebt hatten an diesen italienischen „Sieger“-Ansprüchen, die ihnen durch die italienischen Kriegseleistungen nicht genügend begründet vorkamen.

Aber andererseits doch auch wieder Misstimmung bei den Franzosen und Belgiern gegen Wilson. Diese Abkühlung gegen den, der noch vor einem Jahre etwa als der Retter der alliierten Sache gepriesen wurde, rühre unter anderem davon her, dass der nordamerikanische Präsident sich ganz ablehnend verhalten habe gegen eine Einladung und höfliche Aufforderung, die zur Wüste gemachten Gebiete in Nordfrankreich und in Belgien zu bereisen. Er habe getan, wie wenn ihn das gar nichts angehe, wie wenn er während der Friedensverhandlungen lieber von den da angerichteten, unerhörten Verwüstungen nicht zu viel wissen wolle. Diese Bestrebungen nach einer möglichst neutralen, unbefangenen Einstellung wird von französischer und belgischer Seite dem Präsidenten nicht hoch angerechnet.

Bei den Belgiern ist es noch speziell übel vermerkt worden, dass Wilson für den Sitz des Völkerbundes der Schweiz vor Belgien den Vorzug gab und diesem vom Krieg schwer heimgesuchten Lande diese Genugtuung versagt habe.

Dem Gefühl des Zurückgesetztseins habe der König der Belgier bei einer letzthin stattgefundenen Konferenz der Häupter der Siegerstaaten dadurch Ausdruck verliehen, dass er zunächst

den Präsidenten fast ignoriert, ihn wie eine ihm kaum bekannte Persönlichkeit behandelt habe, obwohl bei einem frühern Anlass die offizielle Vorstellung in aller Form stattgefunden habe.

So geht während den Friedensverhandlungen wirklich fast etwas wie ein kleiner, stiller, nach aussen wenig wahrnehmbarer Krieg vor sich. Ein Nadelstich-Krieg!

So mag es übrigens je und je gewesen sein, wenn siegreiche Bundesgenossen sich dann zum Rechnungsabschluss zusammensetzten.

Es sieht aber hier zunächst nicht gerade darnach aus, als ob vom Streite, oder doch von den Reibungen unter Zweien der Dritte, das geschlagene Deutschland, viel Nutzen ziehen werde. Sobald das Gericht am Unterlegenen in Frage kommt, findet sich die Siegerfront dann doch in einer gewissen Einigkeit wieder zusammen; nur Wilson mag da vielleicht gelegentlich eine gewisse Ausnahme machen.

Paris, 3. Mai 1919.

Im Militärspital Val de Grâce unter den verwundeten deutschen Gefangenen und unter dem französischen Pflegepersonal noch einige Bekannte aus frühern Zeiten, vor allem vom Juli letzten Jahres, gefunden.

Wer hier seine Kriegsgefangenschaft verbringen kann, der ist relativ gut daran. Dies gilt besonders von meinem speziellen Bekannten von 1918, dem jungen Artilleristen S. K. Er ist wieder hergestellt; durch seine Dienstbereitschaft und Anpassungsfähigkeit hat er sich das Wohlwollen des Pflegepersonals erworben, und da hat man ihn hier behalten, wo er sich als Dolmetscher und als Hilfspfleger ganz nützlich macht und dabei selber auf seine Rechnung kommt, indem er nun davon dispensiert ist, hinter die Stacheldrahtzäune eines Gefangenenlagers zu kommen.

Beachtenswertes bei einem nordamerikanischen Admiral

Paris, 6. Mai 1919.

In den letzten Tagen viele Korrespondenz an Angehörige von Kriegsgefangenen erledigt, manchen Gang unternommen, der ihren Interessen dienen sollte.

Den heutigen Tag beschlossen in der amerikanischen Kirche an der Avenue de l'Alma. Das war nun wohl mein letztes Kommen in dieses Gotteshaus, über dessen Eingangstüre geschrieben steht: „Daily open for rest and prayer,“ (Alltäglich geöffnet zur Rast, zum Stillewerden und zum Gebet.) Gerade von diesem Angebot habe ich hie und da Gebrauch gemacht, habe mich auch an Werktagen, wenn mir dies und das in der Erfüllung meiner Aufgabe ziemlich zu schaffen machte und mein Weg mich hier vorbei führte, einen Augenblick auf eine Bank dieses an den Wochentagen so stillen Raumes gesetzt.

Heute ist die Kirche stark besetzt zu einem speziellen Anlass. Von französischer Seite wurde den Amerikanern eine Art von Kirchenkonzert geboten. Diese musikalische Darbietung unterschied sich von ähnlichen Veranstaltungen bei uns dadurch, dass alle musikalischen Leistungen, auch die gesanglichen, von Berufsmusikern bestritten wurden.

Frankreich scheint freiwillige gesangliche Betätigung, wie sie bei uns in vielen grossen und kleinen Gesangvereinen geübt wird, wenig zu kennen. Jedenfalls bekommt die Öffentlichkeit wenig davon zu hören. Auch in recht grossen Ortschaften wird kaum je kirchliche oder weltliche Musik durch nichtberufsmässige Sänger der Bevölkerung geboten.

Es ist mir aufgefallen, dass ich eigentlich nie mit einer während des Marsches, oder in einer Ruhestellung, singenden französischen Truppe zusammengekommen bin.

Nach der Feier sollte an den Kirchentüren für einen kirchlichen Zweck eine Sammlung durchgeführt werden. Für einen der bereitliegenden Sammelbeutel fehlte aber der Kirchgemeinderat, welcher ihn hinhalten sollte. Da ergriff denselben ohne weiteres der als Eingeladener in Uniform anwesende kommandierende Admiral des nordamerikanischen Kriegsgeschwaders und, neben den Sigristen sich stellend, tat er da, als Freiwilliger, kirchlichen Hilfsdienst.

Das war nur eine kleine Sache. Aber sie war doch bezeichnend.

Der Bewohner angelsächsischer Länder (England, Nordamerika), welcher religiöse oder doch kirchliche Interessen hat, empfindet meist wesentlich weniger, als das bei uns oft der Fall ist, Hemmungen, dies in ganz natürlicher Weise vor der Öffentlichkeit

kund zu tun, und, auch ohne irgendwelches kirchliche Amt, in kirchlichem Leben sich zu betätigen. Er tut das ohne Bedenken, auch wenn er im Leben eine höhere, ja vielleicht recht hohe Stellung einnimmt.

Ich habe dabei vor allem im Sinn den, nach George Washington, wohl grössten aller Nordamerikaner, den Präsidenten Abraham Lincoln, dann auch seinen Nachfolger im fast allmächtigen Präsidentenamt, James Garfield. Sie waren beide schon sehr hoch hinaufgestiegen in ihrer staatsmännischen Laufbahn, als man sie noch dann und wann auf der Kanzel eines einfachen Gotteshauses sah und hörte, wo sie, das Wort des Predigers ergänzend und bestätigend, zu den Erwachsenen, oder auch zur Jugend sprachen.

Ich darf da auch an den unserem Lande entstammenden, dann Nordamerikaner gewordenen, General Alfred Girard denken. Im Verlaufe seiner erfolgreichen, ihn zum höchsten Range bringenden, bewegten militärischen Laufbahn, welche ihn zur Teilnahme an 14 Feldzügen führte, war er längere Zeit, als schon höherer Offizier des Sanitätskorps der regulären Armee, einer wichtigen Festung (Fort) an der Indianergrenze zugeteilt. Man war dort, während eines grössern Zeitraumes, ohne Militargeistlichen, welcher auch den religiösen sonntäglichen Unterricht der Kinder der Offiziere und Unteroffiziere in Händen gehabt hatte. Damit diese für die Jugend wichtige Einrichtung nicht eingehe, übernahm ganz bald der Fort-Oberarzt Girard die Leitung dieser Sunday School (Sonntagschule), als etwas, das ihm ganz natürlich schien.

Es mochte da manchmal vorkommen, dass der zukünftige General, von einem nicht ungefährlichen Patrouillenritt (er hatte den Ruf eines der kühnsten und bestberittenen Reiter der regulären Armee) zurückkommend, oder vom Operationstisch her, wo er einem gefangenen, verwundeten Indianer rasche und geschickte Hilfe gebracht, noch an das Rednerpult im einfachen Kirchenraum trat, vor seine ihn erwartenden Sonntagschüler, um auch da sein Bestes zu geben.

Einige Bewohner von Trubschachen, wo er einst im Pfarrhaus zu kurzem Aufenthalt weilte, mögen sich vielleicht noch seiner erinnern, und es mag sie freuen, zu hören, dass er nachher gern von diesem Dorfe sprach, als von dem saubersten, das er auf vie-

len Reisen und Aufenthalten in zwei grossen Erdteilen angetroffen.

Präsident Wilson. Der Tag von Versailles

Paris, 7. Mai 1919.

Heute war in Versailles der grosse Tag, an dem der Friedensvertrag von den Siegermächten den Abgeordneten Deutschlands zur Kenntnisnahme vorgelegt wurde.

Als ich im Laufe des Vormittags zufällig auf dem Platze vorbeikam, welcher nun den Namen Place des Etats Unis trägt, sah ich vor einem stattlichen Gebäude mehrere Autos bereitstehen, davon eines vorne eine eigenartige Standarte trug, die eine gewisse Ähnlichkeit mit dem nordamerikanischen Sternenbanner hatte. Das sei die Präsidenten-Standarte. Dass der dann bald dieses Auto besteigende Mann von hoher, hagerer Gestalt Wilson sei, das brauchte einem nicht gesagt zu werden; sein Aussehen ist ja bekannt genug.

Eigenartig berührte, dass er in seinem Auto allein zu diesem denkwürdigen Anlass fuhr, weder vom Minister des Auswärtigen, noch von einer Persönlichkeit seines militärischen Stabes begleitet.

Allein sass er da im Wagen, mit einem Blick, der ganz in die Ferne, Weite gerichtet schien, scheinbar gelöst von den ihn umgebenden Wirklichkeiten. Ein Alleingänger und Alleindenker! Vielleicht mehr Philosoph und Historiker, als eigentlicher Staatsmann, wie das sein grosser Vorgänger, Abraham Lincoln, doch in hohem Masse gewesen war.

Nach der Zeit seiner Abfahrt zu schliessen, muss er ganz knapp zum angesetzten Beginn der Feierlichkeit angelangt sein. Das geschah nicht ohne Absicht; es verhinderte längeres Zusammensein vor dem Beginn der Sitzung mit den andern Staatsoberhäuptern, daran ihm allem nach wenig lag.

Ganz richtig zu spät angelangt sei ein anderer Staatspräsident, derjenige von Polen, der grosse Musiker Paderewski. Da lag wohl keine bestimmte Absicht vor, sondern es handelte sich nur um ein künstlerisches Nichtbeachten der Umstände von Zeit und Raum. Das gab zu allerlei lustigen Bemerkungen Anlass. Aber

nicht ohne einen kritischen Nebenton wurde festgestellt, dass im Kongress-Saal in Versailles, als einzige Dame, Frau Wilson (wohl im Einverständnis mit ihrem Gemahl) erschienen sei, nachdem sie sich einen Platz hatte reservieren lassen. Die Franzosen und vielleicht noch mehr die Engländer sehen solche selbstherrliche Durchbrechungen diplomatischen Brauches nicht gerade gerne.

Paris, 8. Mai 1919.

Im Lazarett Villemin, wo immer noch eine Anzahl verwundete oder kranke deutsche Gefangene ihre Pflege haben, bekam ich den Eindruck, dass die Stimmung gegenüber Deutschland eher schärfer und gereizter geworden ist, als sie es während des Krieges war. Die Patienten selber scheinen zwar darunter nicht zu leiden zu haben; an ihrer guten Versorgung in jeder Beziehung hat sich nichts geändert.

Die Zeitungen finden heute gewaltigen Absatz. Sie enthalten das Wichtigste, was man vom Kriegsschluss noch erfahren konnte, die Bedingungen des gestern in Versailles den Deutschen vorgelegten Friedensvertrages.

Eine Abschiedsmahlzeit besonderer Art

Das war denn auch am Abend das Hauptgesprächsthema beim festlichen Abendessen, das mein Freund B. vor meinem Abschied von Frankreich veranstaltet hatte. Ausser dem sonst etwa hier sich zusammenfindenden Freundeskreise war noch ein bedeutender Historiker eingeladen worden, der im Kriege der Nachrichtenabteilung der Heeresleitung zugeteilt gewesen war.

Die anwesenden französischen Persönlichkeiten gehörten fast alle der schärfern Richtung punkto Einstellung gegenüber Deutschland an.

Darum konnte es schon verwundern, als einer von ihnen erklärte: „Les conditions de paix sont peut-être trop dures.“ (Die Friedensbedingungen sind vielleicht zu hart.) Aber er fügte hinzu, das hätte praktisch nicht so viel zu bedeuten, denn die im Verträge vorgesehenen Massnahmen, um dann von den Deutschen die Einhaltung dieser Bedingungen zu verlangen, seien durchaus ungenügend und würden sich in der Folge als unwirksam erweisen.

So schlimm jetzt auch die Sache auf dem Papier in mancher Beziehung für die Deutschen aussehen möge, würden sie doch in Wirklichkeit noch erträglich davonkommen, indem die Ausführung mancher Forderungen schliesslich unterbleiben würde, weil die Sieger dann das Heft wohl nicht mehr in den Händen hätten.

Französische Juristen zur geforderten Aburteilung des deutschen Kaisers

Zu der vor allem von England gestellten Forderung, der deutsche Kaiser sei von Holland den Alliierten zur Aburteilung auszuliefern, äusserten sich vor allem die anwesenden Juristen: Es sei gerade im Interesse der Siegerstaaten, zu wünschen, dass Holland solchem Verlangen nicht entspreche. Es würde eine Aburteilung dem deutschen Kaiser nur eine nicht wünschbare Popularität verschaffen. Man solle nur an die Verurteilung Napoleons I. und Karls von England denken; das habe ihren Richtern keinen Ruhm eingetragen. Dann sei fraglich, ob vom Standpunkt des Rechts ein solches Verlangen überhaupt gestellt werden könne und ob Holland einem solchen entsprechen müsse, ja dürfe? Es könne geltend gemacht werden, der Kaiser sei ein „politischer Verbrecher“; einen solchen auszuliefern, sei aber Holland nicht verpflichtet. — Angenommen auch, die Auslieferung werde dennoch bewilligt, so entstehe für den Richter eine recht schwierige Situation. Bei Vergehungen solcher Art sei der Grad der Verantwortlichkeit und das Strafmass äusserst schwierig in gerechter, zutreffender Weise festzustellen.

Der Historiker H., welcher längere Zeit dienstlich an der Nachrichten-Sammelstelle in Réchésy, ganz nahe der Schweizergrenze, tätig war, wusste manches sehr Anhörensvalue von seinen Erlebnissen zu berichten (wofür das Schweigegebot jetzt nicht mehr bestand).

Seine Aufgabe scheint ihm gelegentlich erleichtert worden zu sein durch allerlei Aeusserungen und Mitteilungen, die unsere im Pruntrutzipfel an der Grenze stehenden Soldaten, auch hie und da Offiziere, in harmlosem Gespräch machten, wovon dann die französischen Nachrichten-Offiziere genauere Notiz nahmen, als unsere mitteilungsfreudigen Leute denken mochten.

Freilich mag auch unser Nachrichtendienst dort gelegentlich Dinge, die für uns ganz wichtig waren, in Erfahrung gebracht haben.

Diese Eröffnungen und Enthüllungen interessierten mich um so mehr, als ich ja im Rayon Réchésy, Beurnevésin, im Kriegswinter 1914/15 bei Bemühungen um die im elsässischen Kriegsgebiet schwer heimgesuchte Emmentaler Familie B. (Mutter und ein Kind wurden während eines Gefechtes an der Larg durch Versehen erschossen) allerlei erlebt habe. — Von einem der tüchtigsten Agenten des französischen geheimen Nachrichtendienstes, dem Sergeant (später Capitaine) L., erfuhr ich damals manche Förderung und Erleichterung meiner Bemühungen um die überlebenden, aber zunächst gefangengehaltenen Glieder der Familie B.

Es kam dann die Rede auf die seinerzeit als *Défaitistes* taxierten Franzosen, auf jene Persönlichkeiten, welche einen baldigen, einigermassen annehmbaren Frieden (ohne viel Gewinn) einem noch lange fortdauernden, sehr blutigen Kriege mit doch unsicherem Ausgange glaubten vorziehen zu sollen. Zu meiner Verwunderung wurde da auch der einstige Ministerpräsident, dann auch Kriegsminister Painlevé und der Ministerpräsident Briand in diese Kategorie eingereiht und über ihre einstige Einstellung zu Krieg und Frieden recht scharfe Worte gebraucht.

Da war es deutlich merkbar, dass ich mich im Kreise der Freunde des Präsidenten Poincaré befand, der bekanntlich für die „*Défaitistes*“ nichts übrig hatte.

Beim Dessert des Mahles gab es dann noch eine Ueberraschung: eine auf die Schweiz und auch auf den Schreiber dieser Zeilen gemünzte Dank- und Abschiedsrede, gehalten durch den Minister Lebon. Das kam mir so unerwartet, dass es mir dann erst später, als ich schon auf der Treppe war, einfiel, dass wohl von meiner Seite eine Erwiderung dieser freundlichen Worte am Platz gewesen wäre.

Eine merkwürdige Zukunftsvoraussage eines französischen Geschichtsforschers

Beim schwarzen Kaffee machte Herr H., der Historiker, einige Aeusserungen, welche mir niederschreibenswert vorkommen: Man könnte geneigt sein, anzunehmen, meinte er, dass nun, nach rich-

tigem Kriegsende, im Leben der Völker die Dinge nach und nach wieder ins alte Geleise zurückkehren würden, die allmähliche Rückkehr der „guten alten Zeit“ zu erwarten sei. — Er glaube aber, dass man mit solcher Erwartung eine ganz falsche Zukunftsrechnung aufstellen würde. „Pendant ces années de guerre nous avons assisté au premier acte seulement d'un grand drame, dont nous ne connaissons pas encore le développement et la fin. — Chaque peuple et chaque individu sort autrement de la guerre, qu'il y est entré. De nouvelles tâches, de nouveaux problèmes d'ordre politique, moral, économique se présenteront et demanderont une solution, qui ne se trouvera probablement pas facilement.“ (Während dieser vergangenen Kriegsjahre haben wir nur dem ersten Akt eines gewaltigen Dramas beigewohnt, dessen weitere Entwicklung und dessen Abschluss wir noch gar nicht kennen. Kein Volk und kein einziges Individuum ist mehr in der gleichen Verfassung, wie vor dem Kriege. — Neue Aufgaben, neue Probleme auf jedem Gebiete, dem politischen, moralischen, ökonomischen, werden sich aufdrängen und nach Lösungen verlangen, welche voraussichtlich gar nicht so leicht zu finden sein werden.)

N. B. Indem ich jetzt, im Jahr 1936, diese an jenem Mai-Abend 1919 von französischen Staatsmännern und Gelehrten geäußerten Gedanken, gerade diejenigen, welche die Zukunft betreffen, aus den Tagebuchaufzeichnungen herausschreibe, kommt mir so recht zum Bewusstsein, wie scharfsehend, geradezu prophetisch weitblickend manche dieser Äußerungen waren, besonders jener Hinweis: Das Kriegsgeschehen, die grosse Kriegsverwirrung bedeuten nur den „Anfang der Not“ (vergleiche Markus 13, 8), während 1919 der Hauptbestand der Menschen freudig der Hoffnung lebte, mit dem Kriegsabschluss sei auch das Not-Ende da, und man könne nun bald mit vollen Segeln wieder in die „gute, alte Zeit“ hineinfahren.

Ein freundliches, interessantes aber nicht wohl annehmbares Anerbieten

Paris, 10. Mai 1919.

Auf dem Kriegsministerium wurde mit dem Chef der Kriegsgefangenenabteilung, Herrn C., die gegenwärtige Lage der Kriegsgefangenen besprochen und die mir deutscherseits mitgegebenen An-

liegen. Da der Friedensvertrag von Versailles, unter gewissen Voraussetzungen, die Freilassung aller Gefangenen innerhalb der nächsten Monate vorsieht, ist die Verwirklichung mancher dieser Anliegen nicht mehr so notwendig.

Es wird mir das Anerbieten gemacht, durch ein Auto des Kriegsministeriums, unter Führung eines französischen Offiziers, durch die wichtigsten Partien des frühern Kriegsgebietes geleitet zu werden.

Eine gute Gelegenheit, traurig sehenswerte Dinge zu sehen. Dem Anerbieten wird der Wunsch beigefügt, ich möchte dann meine Eindrücke über das Geschaute schriftlich niederlegen und dem Kriegsministerium zur Verfügung stellen. Das könnte aber als Material zu weiteren Anschuldigungen gegen Deutschland verwertet werden; darum habe ich die Einladung dankend abgelehnt.

Ich will mir lieber einiges auf eigene Rechnung ansehen, was mir dann erlaubt, darüber zunächst zu schweigen, bis nach Jahren über die Stätten der Verwüstung neues Gras gewachsen sein wird und der Krieg samt seinen Folgen in gewissem Sinn schon der Geschichte angehört.

Die ertötete Natur und die vernichteten Wohnstätten

Auf den Schlachtfeldern um Albert, Arras und Lens,
11. Mai 1919.

Bisher hatte ich in unzähligen Lazaretten vor allem das Vernichtungswerk des Krieges an den Menschen wahrgenommen. Heute sah ich die Verwüstung, bis zur Zerstörung, welche der Krieg an den Wohnstätten und Arbeitsstätten der Menschen und an der Natur da angerichtet hat, wo er während vier Jahren nun immer wieder gewütet hat und in schrecklicher Weise Meister gewesen ist.

Bis in die Gegend von Noyon brachte uns ein Extrazug auf dem gewöhnlichen Bahngeleise. Dann ging es auf einer Notbahnanlage in kleinen, leichten Bahnwagen weiter während etwa 60—70 km durch ein Gelände, das eine völlige Wüstenei und Wildnis ist, von Menschen nicht mehr bewohnt. Auf der ganzen Strecke, ungefähr die Distanz von Bern nach Olten, habe ich kaum einen lebenden Baum gesehen, kein lebendes Wesen, ausser hie und da einen Krähschwarm.

Von Zeit zu Zeit an der Bahnlinie ein Brett, darauf der Name einer Bahnstation steht, welche einst dagewesen: Saily-Saillisel, Combles, Bouchavesnes usw.

Jede dieser Stätten hat ihre mit Blut geschriebene Geschichte in der Entwicklung des Krieges.

An einem Ort sieht man als einziges Anzeichen einstigen Bewohntseins durch Christenmenschen ein Kreuzesbild. Alles andere ist vernichtet. Da, wo in der Nähe des Kruzifixes ein grösserer Steinhaufen sich befindet, mag einst, vor dem Kriege, die Dorfkirche ihre Stelle gehabt haben.

Endlich ein Ort erreicht, wo doch wenigstens einige Mauern übergeblieben sind. — Es sind die Ueberreste der Stadt Albert. Da in der Nähe der Mauern etwas von verbogenen, verrosteten Maschinenteilen zu sehen ist, kann der Schluss gezogen werden, dass hier einst Fabrikanlagen sich befanden.

Nicht weit von dem Punkt, wo der Zug hier hält, gerate ich zu einem kleinen, schlichten Kriegerfriedhof.

Wie englischer Alkohol den siegreichen deutschen Vormarsch bedenklich hemmte!

Es ist hier der äusserste Punkt, welchen die Deutschen bei ihrem gewaltigen, zuerst erfolgreichen Vorstoss gegen die englischen Stellungen im Frühling 1918 erreicht haben. Hätten sie noch etwas weiter vordringen können, bis zum nicht so weit entfernten Eisenbahnkreuzungspunkt Amiens, so wären Engländer und Franzosen auseinandergerissen worden, und der Endsieg hätte dann möglicherweise doch den Deutschen zufallen können. Am weiteren Vorstossen seien sie nicht allein durch englische und dann auch noch französische Kugeln gehindert worden, sondern da und dort auch durch englische Alkohol-Quantitäten, Whiskyflaschen usw., die beim eiligen Rückzug der Engländer in ihre Hände fielen und denen dann, wie die Deutschen selber zugeben, ziemlich stark zugesprochen wurde. Das förderte nicht etwa, wie man früher gerne annahm, in besonderer Weise die Kriegscourage und die Vormarschfähigkeit.

Und nun kommt Arras. Da erblickt man noch Häuser. Sie sind aber nicht bewohnt. Beim nähern Zusehen merkt man, dass sie fensterlos sind und die Wände mehrfach durchlöchert. Einen Be-

wohner habe ich doch in einem Hause angetroffen: es war eine schwarze Katze, die sich nicht von ihrer Heimstätte hatte trennen können und den Kugeln und dem Hunger entronnen ist.

Das vollständige Verschwinden einer Stadt

Dann kommt nach längerer Fahrt wieder eine Haltestelle, mit einer bescheidenen Baracke als Stationsgebäude. Darauf steht der Name Lens geschrieben. Das war einst eine Stadt von der Grösse von Biel. Aber jetzt könnte kein Mensch erraten, wo die Gassen der Stadt durchgingen, wo die Kirchen standen, wo das Stadthaus und die grossen Schulhäuser und der wichtige Bahnhof ihren Platz hatten. Alles ist dem Erdboden gleich gemacht, oder von der Oberfläche des Erdbodens verschwunden. Nur an einem Orte waren noch einige Mauerreste und darum herum eine Anzahl Baumstümpfe von grossen Bäumen, der Rinde nach von Tannen, Buchen und Linden. Hier stand allem nach eine grössere Villa in schönem Park.

Wie ich hier das Stativ des Photoapparates sorgfältig abstelle, klirrt es; ich bin an einen der zahlreichen im Gelände halb vergrabenen Blindgänger geraten — und gehe nun diesem noch geladenen schweren Geschoss einen Schritt aus dem Wege.

Natürlich werden es nicht nur die deutschen Granaten gewesen sein, die es dazu gebracht haben, dass hier buchstäblich kein Stein auf dem andern geblieben ist, wie es sich einst für Jerusalem erfüllte. Auch englische Geschosse werden im Hin und Her des Kampfes da bei der Zerstörung mitgeholfen haben.

Aber, dass die Kohlenminen, der Reichtum, die Verdienstmöglichkeit für die ganze Gegend, auf lange Zeit ruiniert worden sind, indem sie „ersäuft“ wurden (man sieht, wo die Zugänge waren, einen kleinen See), das ist doch wohl von den Deutschen, bevor sie den Rückzug antreten mussten, noch angestellt worden. Und bei den Franzosen mag nun gewiss die Absicht bestehen, sie diese ersäufte Kohle teuer bezahlen zu lassen.

In der Nähe dieser zugrundegerichteten Kohlengruben und der verschwundenen Stadt Lens ist ein unter englischem Kommando stehendes Lager deutscher Kriegsgefangener, die wohl bei den Aufräumarbeiten mithelfen sollen. Unser Zug hält einen Augen-

blick in der Nähe dieser Gefangenen. Da tönen aus einem Wagen nicht freundliche Worte hinüber: „Deutschland unter alles in der Welt“ und dann auf französisch noch schlimmeres, das ich nicht wiederholen will.

Das war nicht fein gegenüber wehrlosen Leuten. Aber, ich muss mich fragen: Wie wäre die Stimmung bei uns in der Schweiz gegenüber feindlichen Kriegsgefangenen, wenn man dieselben in der Nähe einer teilweise durch ihre Kanonen zerstörten Stadt Biel, oder Burgdorf, die zum Schutthaufen geworden wäre, antreffen würde?!

Ein unerschrockener erster Ansiedler in weiter Kriegswildnis

Auf der Rückfahrt sah ich dann plötzlich etwas in diesem trostlosen, erstorbenen Gelände nicht mehr Erwartetes: Nicht so weit von der Bahnlinie einen grünen Fleck, ein paar Aren bebauten Landes, Gras, oder Getreide. Daneben eine kleine Wellblechbaracke, die Wohnstätte eines jedenfalls tapfern Mannes, der sich als erster daran gemacht hat, in diese Einöde wieder Leben und Fruchtbarkeit zu bringen. Es muss eine mühselige Arbeit gewesen sein; denn der Boden ist in diesem ganzen Gelände so durchwühlt durch den Krieg, dass vielfach die gute Erde in die Tiefe geraten ist und oben fast nur Schutt, Steine, Bruchstücke von Betonunterständen, ein ganzes Gewirr von Stacheldraht und auch von Granatsprengstücken aufliegen. Auch an nichtexplodierten Geschossen fehlt es hier nicht. So hat der Einsiedler und Pionier hier nicht nur mit Einsatz der ganzen Kraft, sondern auch mit Einsatz seines Lebens seine Arbeit getan. Wer mag er sein? Ist er auf die eigene Scholle, über die fast vier Jahre der Krieg ging, zurückgekehrt? Aber das eigene Land musste nicht einmal leicht zu finden sein, da ja, seitdem er sich flüchten musste, hier die Erde ihr Angesicht ganz verändert hat, weder Weg noch Steg, keine Landmarken mehr zu sehen sind.

Woher mag er seinen Unterhalt haben, woher vor allem das Wasser? Weit und breit sind ja alle Wasserleitungen zerstört, verschüttet — und das Wasser, das leitungslos etwa noch fließt, mag über Hunderte und Tausende von verwesenden Leichen fließ-

sen. Diesen Mann hätte ich gerne kennen gelernt, aber der Zug führte mich, ohne Möglichkeit des Verweilens an gewünschter Stätte, unaufhaltsam weiter. Ein Bild dessen, was das Leben auch in anderer Beziehung oft bringt.

Die Kathedrale von Reims und die deutschen Granaten

Reims, 12. Mai 1919.

Vorbei an Château-Thierry, Dormans, an Stätten, wo sich das Geschick der zweiten Marne-Schlacht entschieden hat, bin ich hierher gekommen. — Auf Distanz gesehen, scheint Reims im Kriege besser weggekommen zu sein, als manche andere Städte. Hier ist noch etwas wie eine Ortschaft sichtbar. Kommt man näher, so merkt man aber, dass manche Gebäude doch halbe Ruinen sind. Und die Kathedrale, deren Pracht einst viele von weither hieher geführt hat? Die Grundlinien des Baues scheinen sich nicht sehr verändert zu haben. Aber, von nahem gesehen, ist der Anblick doch ein sehr betrübender. Das Kirchendach ist verschwunden, dem Feuer zum Opfer gefallen. Vernichtet sind zum grossen Teil die bemalten Fenster aus der Blütezeit der Glasmalerei. Beschädigt sind unzählige kleine Partien des Baues. Bruchstücke davon liegen noch auf dem Boden um die Kirche herum.

Während des Krieges ist, auch bei uns in der Schweiz, viel darüber geredet und geschrieben worden, ob dieser Schaden absichtlich dem Gebäude zugefügt worden sei, ob es die Absicht der Deutschen gewesen sei, die Kathedrale in Grund und Boden zu schießen? Ich glaube, wenn sie das gewollt hätten, so stände sie überhaupt nicht mehr da. Sie war ein so ausgezeichnetes Zielobjekt, dass es ein Leichtes gewesen wäre, sie dem Erdboden gleich zu machen. Das scheint aber deutscherseits allem nach nicht gewollt worden zu sein. Sie machten während des Krieges die Mitteilung, nur einige wenige Male sei die Kirche das Ziel einiger Schüsse gewesen, weil im Turme das Vorhandensein von französischen Beobachtungsposten festgestellt worden sei. Alle andern Treffer seien unabsichtlich gewesen und hätten naheliegenden öffentlichen Gebäuden der Stadt gegolten.

Während ich das Bauwerk mit dem, was ihm von Schönheit

genommen und noch geblieben ist, betrachtete, marschierte eine Abteilung deutscher Kriegsgefangener mit Schaufeln heran, um auf dem Münsterplatz Schutt wegzuräumen. Sie waren der Obhut eines französischen Unteroffiziers anvertraut, der in auffallend netter, fast kameradschaftlicher Art mit ihnen verkehrte.

Als ich ihm während eines kurzen Gespräches meine Freude hierüber aussprach, hiess es bei ihm: Er sei den deutschen Soldaten an der Front gegenübergestanden, und dass sie dort kämpften, könne man ihnen nicht übel nehmen, sie hätten damit nur das ihnen Befohlene getan. Dann sei er selber auch in Gefangenschaft geraten und er wisse aus Erfahrung, wie wohl es einem tue, wenn man als Gefangener anständig behandelt werde.

Und nun noch eine Art von Gegenstück, das sich auch hier in Reims, während der ersten Marne-Schlacht, zugetragen: Während die Stadt unter schwerem Artilleriefeuer der Deutschen lag, wurde über einen der Stadtplätze von einem französischen Feld-Gendarmen ein gefangener deutscher Offizier geführt. Plötzlich explodierte neben den beiden eine Granate. Als der Explosionsrauch sich etwas verzogen hat, sieht man den Franzosen in seinem Blute am Boden liegen. Zu ihm herunter bückt sich der deutsche Offizier, hebt ihn auf und trägt ihn sorgfältig ins nächste Haus, wo er einigermaßen in Sicherheit ist. Da war beim deutschen Offizier das erste Gefühl das kameradschaftlich-humaner Hilfsbereitschaft gewesen, was gewiss nicht ausschloss, dass er an der Front, im Kampf, unerschrocken und entschieden seinen Mann gestellt hatte. Dem englischen Verbindungsoffizier, Lieutenant Spears (später General), der Zeuge dieses Vorgangs war, machte dieses Benehmen, das der Engländer fair, gentlemanlike nennt, einen sehr starken Eindruck.

Man darf das Gedächtnis auch solcher Geschehnisse festhalten, nicht nur das der unzähligen Kriegsuntaten, deren Zeuge man teilweise selber sein musste.

Französisches Lob deutscher Arbeit

Einige Gefangenenabteilungen sind französischen Privatunternehmern, die am Wiederaufbau der Stadt beschäftigt sind, zugeteilt. Einer dieser Unternehmer sagt mir: „Es sind gute, zuver-

lässige Arbeiter, die etwas verrichten; nur muss man recht mit ihnen sein und sie auch richtig ernähren," und das tue er denn auch zu allseitigem Vorteil.

Bei einer Gefangenengruppe, die an der Ausbesserung eines schlimm zerschossenen Hauses arbeitete, hatte ich ein lustiges und zugleich bewegendes Erlebnis: Einige auf Urlaub befindliche amerikanische Soldaten blieben einen Augenblick bei den die Arbeit etwas einstellenden Gefangenen stehen, gaben ihnen Tabak und Zigaretten und sagten ihnen einige freundliche Worte. Einer der Gefangenen sah, dass ich aus ziemlicher Nähe diesem Vorgang mit Interesse folgte und zugleich eine kleine Notiz machte. Da ertönte sein Zuruf an die gefangenen Kameraden: „Achtung, dicke Luft!“ und darauf ein allgemeines Verschwinden an die Arbeitsplätze im Haus.

Ich darf den Gefangenen gute Botschaft bringen

Ich gehe dann zu ihnen und sage ihnen, auf deutsch, dass die Luft ganz rein sei und keine Rede von „dicker Luft“, ich hätte nur Gutes mit ihnen und für sie vor — und könne ihnen gleich eine gute Botschaft bringen, dass, wie ich auf dem Kriegsministerium in Paris eben erfahren, das Ende ihrer Gefangenschaft schon viel näher sei, als man bis vor kurzem habe erwarten dürfen. Ob ihrem zunächst fast ungläubigen, dann aber doch frohen Staunen musste ich an die Worte des alten Psalms denken: „Als der Herr die Gefangenen Zions erlöste, da waren wir wie die Träumenden.“

Nun hatten sie für ihre Mittagspause, welche ganz nahe war, ein erfreuliches Gesprächsthema, so erfreulich, wie sie es seit Monaten, ja seit Jahren, nicht mehr gekannt hatten, und der Tabak der Amerikaner mochte unter solchen Umständen doppelt gut schmecken.

Ich wurde selber froh ob ihrer Freude und empfand es als ein besonders erfreuendes, mir gewährtes Vorrecht, dass die letzten Worte, die ich an Kriegsgefangene richtete, eine so gute Botschaft sein durfte.

Wenig bekannt gewordenes Heldentum

Im Verlauf der nächsten Monate werden die letzten Bestände der Kriegsgefangenen den Weg in die Heimat angetreten haben. Das lässt mich in besonderer Weise des einen unter den Kriegsgefangenen gedenken, der nicht Gewöhnliches auf sich nahm:

Vor etwa zwei Jahren hatte ich mitgeholfen, für ihn, den durch den Kriegsdienst und die Gefangenschaft gesundheitlich sehr geschwächten jungen Mann (einzigen Sohn betagter Eltern), die in diesem Fall besonders begründete Internierungsbewilligung zu erwirken. Er hätte sich nun gleich dem nächsten Interniertentransport anschliessen können und da bestimmte Aussichten der Lebensverlängerung gehabt.

Da kommt aber von ihm der damals nicht oft vernommene Bescheid, er könne von dieser grossen Vergünstigung keinen Gebrauch machen. Er wolle und müsse bei seinen Gefangenschaftskameraden bleiben. Er sei fast der Einzige unter ihnen, dem trotz der körperlichen Hinfälligkeit der Mut noch nicht ganz gesunken sei, der den Mitgefangenen noch etwas von der ihnen dringend notwendigen Aufmunterung bringen könne. Unter diesen Umständen sei der wichtigste und einzige Dienst, welcher er dem Vaterland und den Kameraden noch leisten könne, der, dass er auf seinem Gefangenschaftsposten, den Schicksalsgenossen weiterhin innerlich beistehend, ausharre bis zum Ende seiner leiblichen Kräfte.

Auch in den Kriegsgefangenenlagern gab es Heldentum, nicht nur an den Kriegsfronten, Heldentum, dessen freilich kaum je vor der Öffentlichkeit ehrende Erwähnung getan wurde, weder in den Zeitungen, noch in einem Truppen-Tagesbefehl.

Abschluss der Aufgabe

Bern, den 1. Juni 1919.

Einem deutschen Diplomaten heute mündlich Bericht erstattet über die gegenwärtige Situation betreffend die deutschen Gefangenen in Frankreich. Dann habe ich ihm noch meine Bedenken ausgesprochen über die in den letzten Tagen in der deutschen offiziellen Presse erschienenen sehr heftigen Angriffe gegen den nordamerikanischen Präsidenten Wilson, womit in den falschen

„Hick“ gehauen werde. Wilson sei, nach dem, was ich aus guter Quelle wisse, gerade der gewesen, welcher bei den Verhandlungen in Versailles manche überscharfe Forderungen der Alliierten gegenüber Deutschland, so weit als möglich, gemässigt, zurückgebunden habe, oder doch den Versuch dazu unternommen habe.

Im Blick auf gegenwärtiges und zukünftiges Auskommen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten sei es vielleicht dienlich, diesen Sachverhalt zu kennen und schon jetzt zu berücksichtigen.

N. B. Diese Mitteilung, die ich im Friedensinteresse glaubte machen zu sollen, fand viel Verständnis; die Presseausfälle gegen das amerikanische Staatsoberhaupt flauten recht rasch ab. —

Ich benützte dann noch den Anlass, um dem Vertreter Deutschlands den Empfang der, von einem amtlichen Dankschreiben begleiteten, deutschen Dank- und Erinnerungs-Medaille zu bestätigen und meiner Verwunderung Ausdruck zu geben, dass man in einer für Deutschland so drangsalvollen und notvollen Zeit in freundlicher Weise noch an so etwas, nicht durchaus notwendiges, gedacht habe. Meine Verdienste um die Kriegsgefangenenhilfe seien nicht so überaus grosse, es sei mir in meiner Tätigkeit gar vieles durch mancherlei gnädige Fügungen in sehr unerwarteter, ermutigender Weise erleichtert worden.
